

Unverkäufliche Leseprobe



Oliver Jungen, Wiebke Porombka
Deutsche Nullen
Sie kamen, sahen und versagten

224 Seiten. Broschiert
ISBN 978-3-406-68323-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14942047>

INHALT

Vorwort

9

1.

Der Saupreuße

Heinrich von Treitschke (1834–1896) • Freizeithistoriker

15

2.

Der Zauderzweg

Leopold von Hohenzollern (1835–1905) • Erbprinz

26

3.

Der Wolkenkuckuck

König Ludwig II. von Bayern (1845–1886) • Häuslebauer

40

4.

Das letzte Einhorn

Kaiser Wilhelm II. (1859–1941) • Holzfäller

54

5.

Der Kurzsichtige

Alfred von Schlieffen (1833–1913) • Stratege

67

6.

Der Schaumweinschläger

Joachim von Ribbentrop (1893–1946) • Außenvorminister

79

7.

Der Aufräumer

Konstanty Gutschow (1902–1978) • Stadt-Land-Stuss-Planer

97

8.

Die nackte Kanone

Richard Ungewitter (1868–1958) • Freikörperkulturrevolutionär

110

9.

Der Wirbelwicht

Viktor Schauburger (1885–1958) • Scharlatan

124

10.

Der Dammhirsch

Herman Sörgel (1885–1952) • Weltbaumeister

135

11.

Der Blechsoldat

Konrad Zuse (1910–1995) • Nerd 1.0

149

12.

Der Holzkopf

Bernhard Kimmel (1936–heute) • Panzerknacker

160

13.

Der Geheimdeutsche

Karl-Eduard von Schnitzler (1918–2001) • Kanalarbeiter

169

14.

Die Dampfspritze

Egon Krenz (1937–heute) • Parteisoldat

179

15.

Der König der Möwen

Mathias Rust (1968–heute) • Tiefflieger

188

16.

Der Bademeister

Rudolf Scharping (1947–heute) • Politstar

199

17.

Der Tantenschreck

Thomas Middelhoff (1953–heute) • Notfallmanager

210



DER KURZSICHTIGE

Alfred von Schlieffen (1833–1913) •
Strategie

Hatte der Graf keinen Plan? Ist der sogenannte Schlieffen-Plan, der die Grundlage des operativen Vorgehens Deutschlands zu Beginn des Ersten Weltkriegs darstellen soll, gar nicht die von Helmuth von Moltke leicht überarbeitete Fassung einer von Alfred von Schlieffen seit 1892 immer weiter verfeinerten Angriffsstrategie – ein schneller Umfangungssieg im Westen, um dann mit allen Kräften im Osten zuschlagen zu können –, sondern ein reiner «Mythos»? Handelt es sich bei diesem angeblichen Plan um eine bloße Schutzbehauptung ehemaliger Generalstabsoffiziere, die bemänteln wollten, dass sie 1914 in militärischer Verbohrtheit und politischer Blindheit in ein Desaster gestolpert waren? Schob man also kurzerhand die Verantwortung für den krachend gescheiterten Plan, für den krachend gescheiterten Weltkrieg dem kurz zuvor gestorbenen Militärstrategen der Bismarckzeit in die Schuhe? Hatte Schlieffen gar keinen Angriffs- und Vernichtungskrieg, sondern bloß defensive Gegenangriffe im Sinn?

Das zumindest hat vor wenigen Jahren ein gewisser Terence Zuber behauptet. Zuber, seines Zeichens Offizier der U.S. Army und Freizeithistoriker, stützte sich auf einige zuvor unerschlossene, in DDR-Archiven versackte Quellen. Für die etablierte Forschung, der Zuber in den Rücken fiel, war das ein Schock. Den von seiner strafenden These konsternierten Militärgeschichtlern hielt der Amerikaner erfrischend vor, sie hätten eben keine Ahnung, was «angesichts ihrer fehlenden militärischen Erfahrung» auch kein Wunder sei. Anlässlich des hundertsten Jubiläums des Schlieffen-Plans – laut Zuber ist

Schlieffens für seinen Nachfolger verfasste *Denkschrift* von 1905, die als eigentliche Formulierung des Plans gilt, ein unbedeutender Wisch, der zwischen anderem Familienkrempelein in einer Kommode der Schlieffen-Töchter aufbewahrt worden sei – kam es in Potsdam schließlich zu einer der turbulentesten wissenschaftlichen Konferenzen der jüngeren Zeit.

Keine von Zubers Thesen scheint haltbar zu sein. Zum einen befand sich das Original der geheimen *Denkschrift* mit dem Titel «Krieg gegen Frankreich» nach 1906 nachweislich im Großen Generalstab und nach dem Ersten Weltkrieg im Reichsarchiv, war also nicht bloß eine Ideensammlung in der Nachttischschublade; zum anderen kann keineswegs von einem defensiven Gegenangriff die Rede sein: Schlieffen setzte eindeutig auf offensives Vorgehen und schnelle Vernichtung des Gegners: «Der erste Schlag muss mit voller Kraft geführt werden, und es muss eine wirkliche Entscheidungsschlacht stattfinden», heißt es in den *Dienstschriften des Generalstabs* aus dem Jahre 1901.

Beurteilt wurde Alfred von Schlieffen, ab 1891 Chef des Großen Generalstabs der deutschen Armee und damit verantwortlich für alle Mobilmachungsangelegenheiten, immer schon kontrovers. Allerdings hatten weder Anhänger noch Kritiker je die Existenz des Schlieffen-Plans infrage gestellt. Diskutiert wurde nur, ob dieser ein – lediglich falsch umgesetzter – Geniestreich oder die Blaupause für den Untergang war. Zwei Gründe sollen Schlieffen zu der Entwicklung seines Plans bewogen haben: Erstens war da der befürchtete Zweifrontenkrieg, seit das Deutsche Reich im Jahre 1892 Russland als Bündnispartner verloren hatte, das bald einen Defensivvertrag mit Frankreich schloss. Um der starken Übermacht zu begegnen, sollten die drohenden Auseinandersetzungen in zwei aufeinanderfolgende Operationen entzerrt werden. Zweitens wusste Schlieffen, dass im Zeitalter der Massenheere mit beinahe unbegrenztem Nachschub an Soldaten die klassische «Ermattungsstrategie» nicht mehr aufgehen konnte. Was ihm hingegen möglich schien, hielt Schlieffen keineswegs geheim, sondern verriet es als Pensionär im Jahre 1909 sogar der *Deutschen Revue* und damit der interessierten Öffentlich-

keit: Einen entscheidenden, vernichtenden Erfolg, heißt es da, garantiere nur «ein Angriff von zwei oder drei Seiten, also gegen die Front und gegen eine oder beide Flanken».

Da haben wir auch schon die ganze Idee beisammen: ein schneller Sieg im Westen (Frankreich in vier bis sechs Wochen niedermachen), um dann alle Kräfte gegen den Osten zu werfen. Der schnelle Sieg sollte herbeigeführt werden durch ein Umgehungsmanöver (das stark gesicherte Lothringen sowie Paris links liegen lassen), um dann einen vernichtenden Flankenangriff auszuführen (unter Verletzung der belgischen und niederländischen Neutralität). Das also war der Plan, der Europas Schicksal bestimmen würde. Aber was heißt Plan? Die *Denkschrift* von 1905 erinnert eher an eine in der großen Pause zusammengekratzelte Strategie für eine Schulhofrauferei: eine in vielen Schritten aufeinander aufbauende Anleitung zum Austricksen der bitteschön nach Plan mitspielenden, also verblüfft die Waffen streckenden Franzosen. Dieses jämmerliche Konzept als militär-politische Dauervision Deutschlands durchgesetzt zu haben, ist eine Nullenleistung mit Sternchen. Bekanntlich ging der entsprechende Versuch im Jahre 1914 dann auch auf Anhieb katastrophal schief. Der deutsche Angriff fraß sich im Westen fest, und alle großformatigen Landkarten, die man jahrzehntlang und streng geheim mit Pfeilen und Linien bemalt hatte, waren spätestens einen Monat nach Kriegsbeginn reif für die Tonne. Wer konnte auch ahnen, dass sich Frankreich und die übrigen Gegner nicht an das Drehbuch halten würden?

Doch eine Null, das zeichnet sie aus, zeugt durch Multiplikation viele weitere. So entstand eine ganze Schlieffen-Schule aus Trotzköpfen. Allen voran tönte Wilhelm Groener, der Wehr- und Innenminister der späten Weimarer Republik, der 1918 als Erster Generalquartiermeister an der Spitze der Obersten Heeresleitung die Demobilisierung der deutschen Armee geleitet hatte, das auf vielen Generalstabsreisen im Detail erprobte Szenario Schlieffens sei ein «Siegesrezept» gewesen, ein geradezu meisterhafter Plan. Diesen habe allerdings Helmuth von Moltke der Jüngere, der Schlieffen 1906 als Chef des Generalstabs ablöste, desaströs verwässert. Dabei

war Moltkes Fauxpas wohl eher, überhaupt – mit kleinen Änderungen – auf die ererbte Strategie des Vorgängers gesetzt zu haben.

Den Schlieffen-Claqueuren gegenüber standen schon in den zwanziger Jahren die kopfschüttelnden Kritiker, die sich fragten, wie man auf eine so starre, schlichte, kurzsichtige, einseitig militärische und völlig politikfremde Planung habe hereinfliegen können. Ihre Kritik bündelte nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem das Blitzkrieg-Phantasma erneut zahlreiche mürbe Hirne befallen hatte, der Historiker Gerhard Ritter. Er edierte den «Plan» anhand von Entwürfen aus dem Nachlass Schlieffens und gegen den Willen der Nachlassverwalter. Für Ritter war Schlieffen ein «reiner Militärtechniker» ohne jedes politische Gespür. Er hielt es für arg naiv, «den Verlauf des ganzen Feldzuges bis in die Einzelheiten im Voraus zu bestimmen: als eine streng geschlossene, zentral gesteuerte Gesamttaktion des Millionenheeres, und zwar aufgrund eines einzigen operativen Prinzips». Die eigentliche Verantwortung für das Desaster im Feld liege freilich bei der «politischen Führung des Reiches, die eben einen solchen Plan ohne Widerspruch, ja ohne die politischen Konsequenzen auch nur gründlich zu durchdenken und durchzuberaten, hingenommen hat».

Wir fassen zusammen: Alfred von Schlieffen hatte in seinem Leben eine einzige Idee, und dazu noch eine katastrophale. Doch pardon, verehrter Maestro Ritter: Damit bis an die Spitze eines europaweit agierenden Unternehmens – in diesem Fall die GmbH Untergang des Teutonenlands (der andere Gesellschafter war Wilhelm II.) – zu marschieren, das nötigt doch Respekt ab. Der auf allen Fotografien leicht belämmert aus der ordensbehängten Wäsche guckende Graf, der in Sachen Selbstverliebtheit und Angriffslust das exakte Gegenteil, in Sachen Drögheit aber doch die Vorwegnahme von Rudolf Scharping zu sein scheint, kann damit als leuchtendes Vorbild für alle mit Ingenium nicht eben gesegneten Karrieristen gelten. Eine effizientere Ausnutzung geistiger Anstrengungen ist kaum vorstellbar.

Böse Zungen mögen behaupten, die eine Idee Schlieffens sei auch noch geklaut gewesen, nämlich von Hannibal, der im Jahre 216 v. Chr. eine gegnerische Übermacht durch Umfassung und wildes Einprügeln auf die Flanken vernichtend geschlagen hatte. Tatsächlich

war Schlieffen, als er davon erfuhr, elefantös begeistert. «Auf engem Raum waren 48 000 Leichen zu Bergen geschichtet», ruft er in seinen *Cannae*-Studien (1909–1913) bewundernd aus. Diesen Erfolg galt es zu kopieren: «Die Vernichtungsschlacht kann heute nach demselben Plane, wie ihn Hannibal in vergessenen Zeiten erdacht hat, geschlagen werden.»

Wäre der Einfall mit dem schnellen Vernichtungssieg qua Umgehung der Front tatsächlich geklaut gewesen, müsste unser Respekt sogar noch steigen: Ganz ohne Eigenleistung an die Spitze der Armee! Doch wollen wir im Folgenden zeigen, dass Alfred von Schlieffen – viel zu langweilig, um ein Langfinger zu sein – von ganz alleine auf diese Idee gekommen ist, ja, dass die Idee ihn geradezu heimsuchte wie der Berg den Propheten, sodass man im Geiste der Schlieffen-Schule vielleicht sagen könnte, Hannibal habe doch eher bei dem pommerschen Strategie-Genie geklaut. Mit einer Traumvision ließe sich das leicht erklären.

Der Forschung ist bislang verborgen geblieben, dass die erste Formulierung des Schlieffen-Plans bereits aus dem Juni 1846 stammt. Der dreizehnjährige Alfred, soeben von der Knabenanstalt in das Pädagogium von Niesky übergetreten, schreibt einen Brief an seine vier Jahre ältere Schwester Luise, in dem es um einen geplanten Überraschungsbesuch im elterlichen Anwesen in Großkrausche im Landkreis Bunzlau (heute das westpolnische Bolesławiec) geht. Zunächst wird – inklusive Belehrung – die Idee der Schwester zurückgewiesen, die in weiblicher Einfalt simples Hineinklettern ins Bügelzimmer angeraten hatte: «Mit Deinem Vorschlag zum Fenster des Plätt-cubiculi einzuschlüpfen, waren wir ganz und gar nicht zufrieden, da es (wie, wenn Du all Deine Gedanken zusammen genommen, nicht hättest vergessen können) zu viel Geräusch gemacht haben würde, da im Nebenzimmer Stunde ist, und alles Weibliche sogleich nach der Stunde voll Neugier hineingestürzt sein würde.» Der Schreiber hat jedoch «einen anderen Plan»: Eine «treue Zofe» soll beauftragt werden, die Ankunft der Jungen – Alfreds und seines Bruders Theodor – zu beobachten, und ihnen «zuraunen, wie es im Hause steht». Das fällt, militärisch gesehen, noch in den Bereich

Aufklärung. Nun folgt der angekündigte «Plan»: «am besten wäre es, wenn die Gartenstuben-Thüre offen wäre, auf daß wir durch diese eintreten können und so uns in die Obstkammer flüchteten und von da eine Ataque während des Frühstücks in die Gaststube machten». Mit anderen Worten: Die Attacke geschieht durch den Hintereingang, nutzt also die schwächste Stelle der elterlichen Wachsamkeit aus. Der Angriff scheint ein großer Erfolg gewesen zu sein. Jung Alfred hatte seine Strategie gefunden und würde sie sein Leben lang beibehalten. Sie ließ sich leicht genug merken: Geh hinten rum, dann gucken sie dumm.

Als Sohn eines Offiziers in einer langen Reihe von Offizieren war Schlieffens Laufbahn vorbestimmt. Auch waren seine Anlagen günstig, denn es kam eine heftige, keine Zweifel zulassende Frömmigkeit mit einem weiteren «Hauptzug seines Charakters» zusammen, den ihm erstmals das Pädagogium am 10. August 1845 bescheinigte: «eine große Blödigkeit mit einer leicht erregbaren Empfindlichkeit vermischt». Einige Talente scheine der Bub durchaus zu besitzen, aber durch «ein ihm eigenes Phlegma» bleibe er selbst in deren Nutzung zurück. Hier also wuchs niemand heran, den intellektuelles Gewölk in seinen Entscheidungen hemmen würde, kein Zauderer, aber auch kein Aufbegehrer gegen höhere Instanzen, sondern: ein Soldat. Einer, der auf so etwas wie Hausaufgaben nur irritiert herablickte.

Das betonte im Jahre 1939 auch der evangelische Theologe Helmut Kittel. Gemeinhin kennt man Kittel nur, weil er als selbsternannter Propagandist des Nationalsozialismus eine einzige Leistung vorzuweisen hat, den Vorschlag aus dem Jahre 1935 nämlich, den «Führer» im Religionsunterricht in die Gebete einzuschließen, und zwar mit den folgenden, «Gott» in Richtung «Kot» reimenden Zeilen: «Schütz Adolf Hitler jeden Tag/ dass ihn kein Unfall treffen mag./ Du hast gesandt ihn in der Not,/ erhalt uns ihn, o lieber Gott.» Doch dem sei nun eine weitere Meistertat hinzugefügt. In Kittels biographisch-panegyrischer Skizze über Alfred Graf von Schlieffen (*Jugend und Glaube*, Berlin 1939) heißt es psychologisch gewieft: Dass Schlieffen der Ehrgeiz gefehlt habe, die schulischen Leistungen zu verbessern, «zeugt von einer wenigstens instinktiv gefundenen Überlegen-

heit über diese Schwierigkeiten». Wir applaudieren. Wer solche Feinheiten zu erkennen versteht, wo andere nur Blödigkeit sehen, der hat all die Ehrendoktorwürden, Verdienstkreuze und Lehrstühle in der Schwamm-drüber-Nachkriegszeit wahrlich verdient.

Friedrich Magnus Graf von Schlieffen, der gestrenge Vater, wusste davon freilich noch nichts. Und war daher nicht unbedingt begeistert vom Einsatz des Filius: «sehr hat es mich geschmerzt, daß ich gerade an Deinem Geburtstage den Brief mit Deinen Zeugnissen erhalten und daraus ersehen mußte, daß Deine Lehrer keineswegs mit deinem Fleiße zufrieden waren». Aber er war doch guter Dinge, dass der Sohn wieder «auf die rechte Bahn» einlenken werde, spätestens auf dem berühmten Joachimsthaler Gymnasium, das der Sohn von 1847 an besuchen würde. Doch Alfreds instinktiv gefundene Überlegenheit stieg und stieg. Will sagen, die nächsten Zeugnisse fielen noch viel kläglicher aus. Dieser Schüler sei «recht unfleißig», hieß es 1848. Nur «durch verdoppelten Fleiß» könne ein Teil des Stoffes überhaupt noch aufgeholt werden. Schlieffen dachte nicht daran, blieb im Herbst 1850 tapfer sitzen und heimste das wuchtige Urteil «geistige Trägheit» ein. Auch hier hat Kittel knapp hundert Jahre später die Scharte ausgewetzt, und zwar exakt so, wie sich noch heutige Stresskind-Mütter zur Wehr setzen: «Seine Lehrer haben nicht erkannt, was in ihm steckte.»

Was in ihm steckte, war, wie gesagt, eine einzige Idee. Der Armee sollte das reichen. Schlieffen marschierte in dem hierarchischen Apparat so schnell nach oben, dass er kaum Zeit hatte, sich seine jeweiligen Dienstbezeichnungen zu merken. Unaufhaltsam führte sein Weg an die Spitze des Generalstabs, «ohne daß er... auch nur das geringste dazu <getan> hatte», wie selbst Eberhard Kessel, der Schlieffen nicht gänzlich abgeneigte Herausgeber der Schlieffen-Briefe in seiner Einleitung anmerkt. Der junge Graf wollte das alles gar nicht. Lange Kämpfe hat Schlieffen in Sachen Berufswahl mit seinem Vater ausgefochten. Nach der Schule, die Alfred mit zwanzig Jahren doch noch abschloss, folgte 1853 ein freiwilliges Dienstjahr in der Armee. Schon im September drängte er den Vater, sich um seine Versetzung zu kümmern, weil er «durchaus keine Lust habe, bei dem Regimente

zu bleiben». Ort und Waffe seien ihm «einerlei». Echte Begeisterung für den alten Familienberuf war das nicht, witterte der Vater.

Am 20. Mai 1855 folgt dann – schüchtern an die «Herzensmama», nicht an den Vater gerichtet (also erneut «hintenrum») – die eindeutige Nachricht: «ich möchte meinen Abschied nehmen und studieren». Der Schreiber fleht die Eltern regelrecht an, sie mögen sich seine Zukunft vergegenwärtigen. Als Soldat werde er «vielleicht Premier-Leutnant», wenn nicht «ein mißgünstiger Kommandeur» ihn «schon vorher entfernt». «Das einzige Mittel, es noch weiter zu bringen, wäre der Generalstab, aber auf dies Risiko und so viel Zufälligkeiten zu bauen, wäre doch leichtsinnig» (sagt ausgerechnet jener Strategie, der in seinem Angriffsplan später Zufälligkeit auf Zufälligkeit häufen würde). Er bekenne, dass er sich darüber früher hätte Gedanken machen können, aber «die Umstände» und «die Macht der öffentlichen Meinung» hätten ihn in den ungeliebten Militärdienst getrieben. «Überzeugung» sei dabei nie vorhanden gewesen. Die Eltern schweigen. Das hält den Sohn nicht davon ab, im August noch einmal nachzulegen, indem er die fehlenden Karriereaussichten beschwört: «ich muß es selbst einsehen, daß bei meiner Kurzsichtigkeit ich nie im Stande sein werde, eine Schwadron auf die Dauer zu führen». Und «Adjutant zu werden ist mir eigentlich auch nicht möglich, denn wer wird einen Adjutanten haben wollen, der nicht sehen kann.» In einer argumentationstechnisch nicht unbedingt glücklichen Wendung fügt er dann noch an, freilich auch nicht zu wissen, ob er für einen anderen Beruf tauge: «Wohl möglich, daß ich es in dem einen so wenig zu etwas bringen werde wie in dem anderen.» Aber der Wunsch bleibt: Jurist werden.

Jetzt platzt dem Vater der vor Abzeichen starrende Kragen, und es setzt einen Anpiff mit preußischem Schmackes: Aus eben diesem Grunde, um die mögliche Beeinträchtigung durch die Kurzsichtigkeit zu prüfen, habe man doch «den sonst unnötigen und kostbaren Eintritt als Freiwilliger» organisiert und bezahlt. Doch habe es keinerlei Einwände gegeben. Daraufhin malt der Vater, wohl der bezeugten Merkmale «Phlegma», «Unfleiß» und «geistige Trägheit» eingedenk, in den schwärzesten Farben aus, was auf den plötzlich

von Akademitis Heimgesuchten an der Universität zukäme, darunter «3 Examina, von denen das letzte wirklich keine Kleinigkeit ist». Alfred werde, wenn alles gut gehe, erst als Über-Dreißigjähriger zum Assessor werden können und habe damit «zwar einen Rang, aber sonst noch nichts». Prüfungen also würde es geben! Für die man vielleicht sogar zu büffeln hätte? Das wirkte. Schlieffen nahm Abstand von seinen Wünschen und fügte sich in den militärischen Aufstieg, der nun wie von Geisterhand vonstattenging. Kam er von einer Reise oder Schlacht zurück, war er schon wieder befördert: Portepée-Fähnrich, Sekondeleutnant, Adjutant, Premierleutnant, Generalstabsoffizier, Rittmeister, Militärattaché-Gehilfe, Eskadronchef im 2. Dragonerregiment, Major, Oberstleutnant, Kommandant des 1. Ulanen-Regiments, Oberst, Generalmajor, Generalleutnant, Oberquartiermeister im Generalstab, Generaloberst, um nur die wichtigsten Stationen zu nennen, bevor er, der seit 1865 im Berliner Generalstab diente, am 7. Februar 1891 zum Chef des Generalstabes ernannt wurde. Selbst nach der Hinausdrängung Schlieffens aus dem Amt folgten noch weitere Überhöhungen bis zur Ernennung zum Generalfeldmarschall durch Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1911. Und all das ohne Prüfungen und Büffelei! Es galt lediglich, herumzureiten und im Kriegsfall Dusel zu haben.

Ob es dieser Erfolg war, generalstabsmäßige Routine oder doch Missgunst angesichts des eigenen Verzichts auf die akademische Karriere, lässt sich nicht entscheiden: Jedenfalls gerierte sich Alfred von Schlieffen nach dem Tod des Vaters als Familienoberhaupt und griff 1868 resolut in die Berufswünsche seines jüngeren Bruders Henrich ein. Dieser hatte sich, ganz wie der junge Alfred, entschieden, eine andere Karriere als die des Soldaten einzuschlagen. Schlieffen konfrontierte Henrich nicht direkt, sondern suchte den Umweg über die Mutter. Ihr gegenüber skizzierte er das Studium als sicheren Weg ins Unglück, wobei die Argumente fast identisch waren mit jenen, die er vom Vater zu hören bekommen hatte. Die Akademiker, so heißt es, «mühen sich, erreichen ein mäßiges Geheimrats-Gehalt und werden krumm und dumm, ehe sie am Ziel ankommen». Dann, apodiktisch: «Niemand kann in der Tretmühle des Aktendienstes

seine volle Befriedigung finden.» Als Soldat stünden Henrich alle Wege offen; was er als Jurist zu leisten vermöge, sei zumindest unbekannt. Henrich, Gewehr bei Fuß, fügte sich – und fiel zwei Jahre später im Deutsch-Französischen Krieg.

Schlieffens Agieren in Familienangelegenheiten ist die zweite Konkretisierung des Schlieffen-Plans. Auch hier wählte er stets den Umweg, den Angriff über die ungeschützte Flanke. Exemplarisch zeigt sich das im Zusammenhang mit den Heiratsplänen des stets auf großem Fuß und daher in Geldnöten lebenden zwei Jahre älteren Bruders Theodor. Dieser unterhielt in den 1860er Jahren eine seinem so kontrollierten Bruder nicht genehme Liebesbeziehung zur finanziell unterausgestatteten Gräfin Mathilde Luchesini. Anlässlich des Todes ihres Vaters, Marquis von Luchesini, schickte Alfred am 16. August 1867 zwar ein Beileidsschreiben an Theodor, in dem er um Verzeihung für sein bisheriges Verhalten gegenüber der Gräfin bat. Das aber war nur der täuschende Aufmarsch. Zugleich lief die Operation Umfassung an: Der eigenen Braut, seiner Cousine Anna (alles Weibliche sollte Alfred ein Rätsel bleiben), schrieb er, Theodor wolle die Gräfin sicher gar nicht heiraten. Zwar habe «der Prinz der Gräfin Luchesini ein Jahresgehalt von 30000 ausgemacht und wünscht, daß Theodor sie heiraten soll», womit eigentlich alles in bester Ordnung wäre, aber Alfreds Hoffnung sei es, dass mit dem Schwung, der nun in die Sache komme, «ein Bruch, der nicht zu vermeiden ist, beschleunigt wird».

Die Braut, sonst in den Briefen stets die Unterwürfigkeit in Person, wagt es, erstaunlich deutlich zu widersprechen: Die ganze Familie sei von der Gräfin sehr eingenommen und wünsche die Verbindung, zumal auch der König «seine Schatulle auftun wolle». Und auch ihr eigenes Mitgefühl gelte der Gräfin. Doch natürlich ehre sie Alfreds Ansicht, die sich anbahnende Verbindung «als ein Unglück anzusehen». Darauf pocht dieser allerdings, denn: «Wir können nicht alle Damen, die es wünschen, verheiraten.» Die Gräfin habe es übrigens nur sehr geschickt auf eine gute Partie abgesehen, diesen verleumderischen Gedanken flüstert er seiner Verlobten noch einmal mit Nachdruck ein.

Zugleich gehen Briefe an die Mutter ab, in denen Alfred sie beschwört, der Verbindung nur zuzustimmen, wenn es Theodors Ehre erfordere. In diesem Falle seien – wieder ein wohlgesetzter Schlag – große, irgendwie aufzubringende Geldopfer nötig, die «aber nicht für die Güte, die Liebenswürdigkeit und die schönen Augen der Gr. L. geleistet werden können». Schließlich setzt Alfred zu Weihnachten 1867 auch seine Schwester Marie auf das Paar an. Voller Vertrauen auf ihre «Diskretion» fordert er, sie möge die Angelegenheit nach Kräften verzögern, denn (und in gewissem Gegensatz zu den Unterstellungen, Theodors Geliebte habe es auf das pralle Geldsäckel Theodors abgesehen): «Ich bin überzeugt, daß er Schulden hat, ich halte es sogar nicht für unmöglich, daß auch Gr.L. Schulden hat.» Außerdem solle Marie die ältere Schwester Luise, die sich für die Heirat einsetze, «auf die möglichen ernststen Folgen ihrer Hetzereien aufmerksam machen».

Tatsächlich handelt es sich in jeder Hinsicht um eine Variante des Schlieffen-Plans, denn nicht nur hatte der Hintenrum-Strategie einen gezielten Angriff auf die schwachen Linien im Rücken der eigentlich übermächtigen Hochzeits-Befürworter eingefädelt, sondern dieses Vorhaben endete auch rasant in der Katastrophe. Theodor schleuderte der Familie Beschimpfungen entgegen – und setzte sich durch. Zugleich scheint alle Diskretion missglückt zu sein, der Intrigant stand da als Ekel Alfred. Es blieb Schlieffen nur die Kapitulation, will sagen: «ein möglichst erfreutes Gesicht dazu zu machen». Zerknirscht schrieb er Theodor einen gewundenen Glückwunschbrief – erneut mit der Bitte um Verzeihung für sein Verhalten gegenüber der Gräfin.

Irgendetwas war schiefgelaufen, aber die Strategie an sich konnte es nicht gewesen sein. Hätte Schlieffen sie in diesem Moment aufgegeben, wäre Europa heute vielleicht ein anderes. Aber Aufgeben, das war in seinen Augen etwas für Heroen wie Napoleon. Graf Schlieffen hingegen, der Dennoch-Militär, war bei all dem ihm selbst unheimlichen Aufstieg bloß eine Null mit Hut, hatte keinerlei Triumphe vorzuweisen, besaß also die besten Voraussetzungen für Stetigkeit. Und so hielt er eisern fest an jener Universaltaktik, die er noch im Jahr vor

seinem Tod in einem Brief an den Militärschriftsteller Hugo Freiherr von Freytag-Loringhoven pries: «Der Angriff gegen die Flanke ist der wesentlichste Inhalt der ganzen Kriegsgeschichte».

Seine Niederlage in der Gräfin-schöne-Augen-Schlacht musste dann wohl etwas mit der Aufstellung zu tun gehabt haben: «Wer eine oder beide Flanken angreifen will (...), muss der stärkere sein. Wenn er es nicht ist, muss er sich derart aufstellen und derart vorgehen, als ob er der stärkere wäre, d.h. so breit und so wenig tief als nur möglich.» Breit genug war sein Vormarsch vielleicht nicht gewesen. Das war schmerzlich, aber immerhin ließ sich eine Lehre daraus ziehen: «Wie groß diese Breitenausdehnung sein muß, läßt sich nicht nach Metern sagen, sondern nur darnach bestimmen, daß sie breiter sein muß als diejenige des Feindes.» Und dann war da noch eine zweite Lektion: Wäre es gelungen, die schmarotzende Gräfin gleich im ersten Anlauf in den Boden zu stampfen, hätte man sich in Ruhe den Gefahren an der anderen Front – der Verschuldung Theodors – widmen können, woraus sich eindeutig ergibt, «daß die Vernichtungsschlacht die allein anzustrebende Schlacht ist». Da waren alle Zutaten beisammen. Der Überraschungsbesuch bei den Franzosen konnte geplant werden.

[...]